

Albrecht Plewnia

# DEUTSCH IN OST UND WEST

Eine Bestandsaufnahme zum 25. Jahrestag des Mauerfalls

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Dieser Aufsatz ist eine leicht gekürzte Fassung des öffentlichen Vortrags beim Tag der offenen Tür am 8.11.2014.

Als Günther Schabowski am Abend des 9. November 1989 auf der internationalen Pressekonferenz des ZK der SED eher beiläufig das Inkrafttreten eines neuen Reisegesetzes für die DDR verkündete, bedeutete dies faktisch das Ende von Mauer und Stacheldraht an der innerdeutschen Grenze. Vier Jahrzehnte hatte diese Grenze nicht nur die politische Nation, sondern auch die Sprachnation geteilt. Der fünfundzwanzigste Jahrestag des Mauerfalls mag Anlass geben, zu fragen, was diese vier Jahrzehnte der staatlichen Teilung für die deutsche Sprache bedeuten und wie groß und von welcher Art die Unterschiede zwischen Ost und West nun tatsächlich sind.

## ZWEI STAATEN – ZWEI SPRACHEN?

Schon sehr früh nach den beiden Staatsgründungen waren diese Fragen Gegenstand linguistischer – und laienlinguistischer – Debatten, und schon sehr früh wurde die Sorge geäußert, dass sich aus der Zweistaatlichkeit eines Tages eine Zweisprachigkeit der Nation entwickeln würde – wobei diese Sorge keineswegs nur im Westen formuliert wurde. Victor Klemperer, Professor für Romanistik zunächst in Dresden, nach dem Krieg u. a. in Greifswald, warnte schon 1953:

[So] könnte in einer fernen Zukunft an Schaufenstern des Auslands die Ankündigung stehen: ‚Hier spricht man Ostdeutsch.‘ – ‚Hier spricht man Westdeutsch.‘, wenn wir nicht heute schon dieser möglichen Gefahr einen Riegel vorschöben, indem wir mit allen Mitteln, und immer bereitwilliger unterstützt von den Gutwilligen in Westdeutschland, für die Einheit unseres Vaterlandes kämpfen. (Klemperer 1954, S. 16)

Das Zitat ist zugleich ein Beleg für die Wiedervereinigungsrhetorik, wie sie für die Anfangsjahre auch der DDR typisch war. Etwas später verschob sich die Perspektive. So erklärte Walter Ulbricht 1970 in einer Rede auf der 13. Tagung des ZK der SED Folgendes:

Sogar die einstige Gemeinsamkeit der Sprache ist in Auflösung begriffen. Zwischen der traditionellen deutschen Sprache Goethes, Schillers, Lessings, Marx' und Engels, die vom Humanismus erfüllt ist, und der vom Imperialismus verseuchten und von den kapitalistischen Monopolverlagen manipulierten Sprache in manchen Kreisen der westdeutschen Bundesrepublik besteht eine große Differenz. Sogar gleiche Worte haben oftmals nicht mehr die gleiche Bedeutung [...] Vor allem aber müssen wir feststellen: Die Sprache der Hitlergenerale, der Neonazis und der Revanchepolitiker gehört nicht zu unserer deutschen Sprache, zur Sprache der friedliebenden Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, die wir lieben, schätzen und weiterentwickeln. (Ulbricht 1970, S. 4)

Diese Position, wonach die DDR eine „sozialistische Nationalsprache“ herausbilde, wurde in der DDR seit Ende der sechziger Jahre vertreten (Hellmann 1989, S. 128f.). In der Tat gibt es in diesem kurzen Zitat einige Signalwörter, mittels derer man den Text unschwer einem bestimmten Diskursraum zuordnen kann („vom Imperialismus verseucht, die kapitalistischen Monopolverlage“ usw.). Aber natürlich reicht derlei bei weitem nicht, um bereits von einer anderen „Sprache“ sprechen zu können.

## EINE „MAUER IN DEN KÖPFEN“?

Nun sind wir heute, im Unterschied zu Ulbricht und Klemperer, in der glücklichen Situation, dass die Zukunft der DDR für uns bereits Vergangenheit ist; ein Urteil ex post ist natürlich immer leichter als eine Vorhersage über die Zukunft. Auf der anderen Seite ist unbestritten, dass die vierzig Jahre der staatlichen Teilung ihre Spuren hinterlassen haben. In den ersten Jahren nach der Wende war viel von der „Mauer in den Köpfen“ die Rede, die es zu überwinden gelte. Diese so gängige wie schräge Metapher verweist auf tatsächliche oder angenommene Unterschiede in den Mentalitäten Ost- und Westdeutscher als Folge der Sozialisierung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen. Gemeint sind Schwierigkeiten im gegenseitigen Verstehen, die zum einen sehr grundsätzlich mit den unterschiedlichen Prägungen der Menschen in den beiden deutschen Staaten zu tun hatten, zum andern aber auch mit den Unterschieden im Beteiligtsein am Gestaltungsprozess der Vereinigung (und der unter-

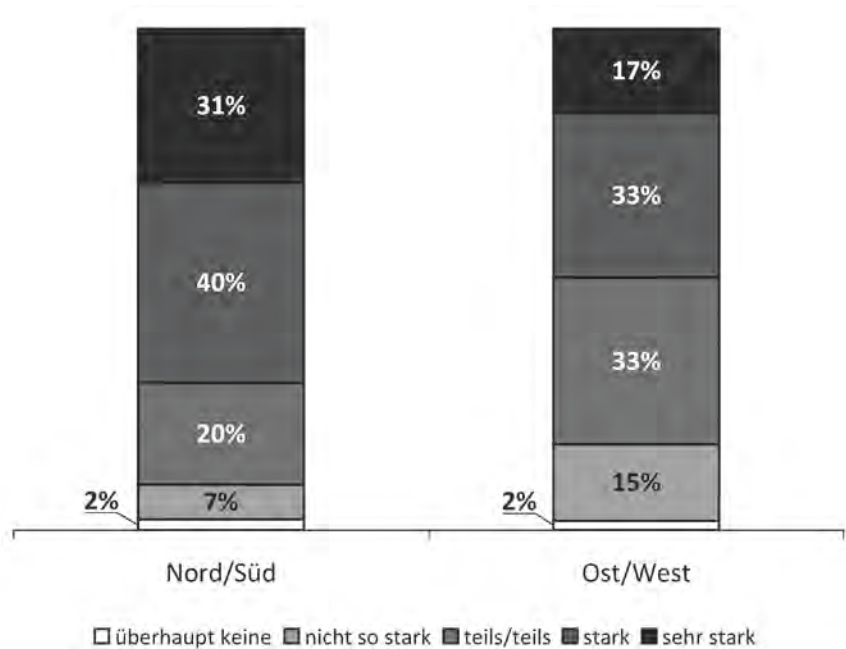


Abb. 1: Sprachliche Unterschiede zwischen Nord und Süd sowie zwischen Ost und West  
 Fragen: „Wie stark sind Ihrer Meinung nach die sprachlichen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschen? Wie stark sind Ihrer Meinung nach die sprachlichen Unterschiede zwischen den Ost- und Westdeutschen?“  
 (mögliche Antworten: sehr stark, stark, teils/teils, nicht so stark, überhaupt keine, weiß nicht/keine Angabe).  
 Abb. aus: Plewnia/Rothe (2009, S. 238). Für weitere Aufschlüsselungen zu diesem Fragenkomplex vgl. Gärtig/Plewnia / Rothe (2010, S. 149-155).

schiedlichen Wahrnehmung dieser Unterschiede). Zumindest für den sprachlichen Bereich können wir hier, mit fünfundzwanzig Jahren Abstand, ganz entschieden Entwarnung geben: Von einer „Sprach-Mauer“ in den Köpfen kann jedenfalls keine Rede sein (vgl. dazu Plewnia/Rothe 2009).

### WAS DENKEN DIE SPRECHER?

Im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Spracheinstellungen, das ab 2008 am IDS in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Sozialpsychologie der Universität Mannheim durchgeführt wurde, wurden in einer Repräsentativerhebung unter der Wohnbevölkerung in Deutschland die Meinungen und Einschätzungen der Probanden zu ganz verschiedenen sprachlichen Themen erhoben, etwa zu Einstellungen zum Deutschen, zu Dialekten und zu anderen Sprachen in Deutschland, zu Sprachveränderungen, Sprachgebrauch und Sprachpflege bis zu Fragen zur Sprachenvielfalt in der EU und zur Fremdsprachenbeherrschung (vgl. Eichinger et al. 2009, Gärtig/Plewnia/Rothe 2010, Eichinger et al. 2012). Einer der Fragenblöcke hatte auch die sprachlichen Unterschiede in Deutschland zum Gegenstand (vgl. Abbildung 1 oben).

Die Ergebnisse sind sehr aufschlussreich. Die sprachlichen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen halten 17 Prozent der Befragten für „sehr stark“, immerhin 33 Prozent sehen „starke“ Unterschiede. Viel höhere Werte ergibt jedoch die Frage nach den sprachlichen Nord-Süd-Unterschieden: Hier sind es 31 Prozent, die „sehr starke“, und 40 Prozent, die „starke“ Unterschiede wahrnehmen. Die Nord-Süd-Unterschiede werden von allen Befragten im Schnitt als erheblich

bedeutsamer eingeschätzt als die Ost-West-Unterschiede. Eine sprachliche Spaltung in Ost und West gibt es also jedenfalls im Bewusstsein der Sprecher eindeutig nicht.

Nun widerlegt zwar die Tatsache, dass der Gegensatz zwischen Nord und Süd offenbar größer ist als derjenige zwischen Ost und West, immerhin alle Befürchtungen, die staatliche Trennung werde auch zu einer sprachlichen Trennung führen. Aber natürlich gibt es trotzdem gewisse sprachliche Unterschiede zwischen Ost und West. Es lohnt sich, etwas genauer hinzuschauen, wo sich tatsächlich Unterschiede zeigen und von welcher Art diese Unterschiede sind. Denn wenn so pauschal von „Unterschieden“ die Rede ist, besteht die Gefahr, Dinge zu vermischen, die man besser auseinanderhalten sollte, eben weil es sich um Verschiedenes handelt. Dabei ist die Wahrnehmung von Unterschiedlichkeiten und Gemeinsamkeiten immer auch eine Frage des Maßstabs. Was aus mittlerer Distanz wie eine unüberbrückbare Verschiedenheit aussieht, mag aus größerem Abstand unter den großen Gemeinsamkeiten verdeckt werden und verschwinden, während sich aus der Nähe betrachtet herausstellt, dass die Dinge noch viel kleinteiliger geordnet sind und sich entlang anderer Grenzen sortieren als bislang angenommen.

Drei Ebenen sollen im Folgenden in den Blick genommen werden: zunächst die Ebene des institutionengebundenen, öffentlichen Sprachgebrauchs, sodann die Ebene der Dialekte und schließlich die Ebene der Alltagssprache.

### **Der institutionengebundene, öffentliche Sprachgebrauch**

Typisch für laienlinguistische Debatten ist, dass das Nachdenken über Sprache immer bei den Wörtern ansetzt. Das gilt für sämtliche populären Diskurse über sprachliche Themen, ob es sich nun um Anglizismen, Jugendsprache oder eben um die sprachlichen Ost-West-Unterschiede handelt. Praktisch immer sind die Wörter die Kristallisationspunkte des Diskurses, mit Wörtern wird argumentiert, um Wörter wird gestritten. So nimmt es nicht wunder, dass der öffentliche Diskurs über die sprachlichen Ost-West-Unterschiede, über die „Sprache in der DDR“, über das „DDR-Deutsch“ (typisch ist übrigens auch diese Differenzperspektive mit westlichen Augen, die nicht bundesdeutschen und DDR-Sprachgebrauch als zwei Varianten beschreibt, sondern die DDR-Sprache als etwas vom „normalen Deutsch“ Abweichendes betrachtet) – dass also auch der Ost-West-Diskurs sehr stark von Wortschatzfragen dominiert wird. Schon zu DDR-Zeiten, aber auch noch nach der Wende sind verschiedene – wissenschaftliche und populäre – Wörtersammlungen erschienen, die die Unterschiede im Wortschatz zum Thema haben (vgl. Wolf 2009). Und in der Tat ist es überhaupt kein Problem, eine Wortliste vorzulegen, die zumindest für Menschen, die noch in den achtziger Jahren oder davor politisch sozialisiert wurden, eindeutig auf das politische System der DDR verweist:

*Aktivist, Fünfjahresplan, Jugendweihe, Kollektiv, Volkseigener Betrieb (VEB), Volkskammer usw.*

Aber natürlich rechtfertigen solche Listen nicht, wie lang sie auch sein mögen, von zwei verschiedenen Sprachen zu sprechen. Warum nicht?

### **UNTERSCHIEDE IN DER AMTLICHEN SPRACHE SIND UNVERMEIDBAR**

Drei Punkte sind hier wichtig. Erstens: Die meisten Wörter auf solchen Listen gehören der amtlichen Sprache an. Amtliche Terminologien werden staatlicherseits geregelt, insofern ist es nicht nur nicht überraschend, sondern sogar unvermeidbar, dass es hier Unterschiede zwischen den jeweiligen Geltungsbereichen staatlicher Regelungsbefugnis gibt. Eine „Bundesversicherungsanstalt für Angestellte“ (die heute „Deutsche Rentenversicherung Bund“ heißt) gab es in der DDR natürlich nicht, während umgekehrt die „Volkssolidarität“ in der DDR nicht nur ein Abstraktum, sondern eine konkrete Institution war (die auch heute noch existiert und Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband ist). Analoges gilt übrigens auch für Österreich und die Schweiz. Um ein beliebiges Beispiel zu geben: Der höchste Sekundarschulabschluss heißt in Deutschland (in der Bundesrepublik ebenso wie in der DDR) „Abitur“, in Österreich und der Schweiz und übrigens auch in Südtirol hingegen „Matura“ (in Ostbelgien, wo Deutsch ja ebenfalls Amtssprache ist, heißt es auch „Abitur“). Und übrigens gibt es derlei sogar innerhalb der Bundesrepublik auf föderaler Ebene: Dort, wo die Bundesländer zuständig sind, machen sie auch von ihrem Terminologierecht Gebrauch, was etwa ein Blick auf die vielfältigen Namen für die verschiedenen Schulformen in den einzelnen Ländern zeigt. Und auch historisch funktioniert das, wie die folgende Wortliste zeigt:

*Blockwart, Bund Reichsdeutscher Buchhändler, Geheime Staatspolizei (Gestapo), Pimpf, Reichsschrifttumskammer usw.*

Diese fast beliebig verlängerbare Liste enthält Vokabeln aus dem Deutschen Reich von 1933 bis 1945. Die Institutionen, die sie bezeichnet haben, sind verschwunden. Und genauso geht es auch diesem sehr großen Teil des DDR-Wortschatzes. Mit dem Ver-

Abb. 2: Die deutsche Sprachlandschaft (aus: Brockhaus. Enzyklopädie in 30 Bänden. 21, völlig neu bearb. Aufl. Bd. 6. Leipzig/Mannheim: Brockhaus 2006, s. v. „deutsche Mundarten“)



schwinden des Staates, der sie hervorbrachte, sind sie selbst historisch geworden. (Übrigens gilt diese Historizität auch für politisch motivierte Differenzen in der Namengebung im öffentlichen Raum; vgl. Debus 2009.)

Zweitens: Die allermeisten dieser Wörter sind für sich genommen, auch wenn es so scheint, gar nicht spezifisch ostdeutsch. In der großen Mehrheit sind sie ältere Prägungen und damit natürlich gemeindeutsch (vgl. Schmidt 2009), und vielfach sind sie nicht einmal in ihrer Verwendung auf die DDR beschränkt: Einen „Generalsekretär“ hatte nicht nur die SED, das hat auch die CDU Westdeutschlands; auch ein „Zentralkomitee“ hatte nicht nur die SED, das haben auch die deutschen Katholiken.

Drittens: Dasselbe gilt auch für die zugrundeliegenden Bildungsmuster. Dem offiziellen Sprachgebrauch in der DDR wurde oft vorgehalten, er neige zu aufgeblasenen-komplizierten Syntagmen mit vielen Genitiven. Der Vorwurf ist nicht unbegründet. Der „Generalsekretär des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ und „Vorsitzender des Staatsrats der DDR“ ist ziemlich genitivlastig. Das ist natürlich unbequem, alltagssprachlich macht man daraus dann kurz den „ZK-Vorsitzenden“ (oder auch, im Westen, den „SED-Chef“). Aber zumindest grammatisch gesehen ist das natürlich nichts anderes als beispielsweise die „Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder der Bundesrepublik Deutschland“ – die dann abgekürzt zur „KMK“ wird (die Beispiele nach Hellmann 1968/69, S. 44). Die einzelnen Vokabeln mögen sich unterscheiden, die zugrundeliegende Grammatik jedoch ist und war stets dieselbe.

### Die Dialekte

Dass sich Sprache im Raum unterscheidet, gehört zu den grundlegenden Alltagserfahrungen aller Sprecher in Deutschland. Implizit war bisher nur von der Standardsprache die Rede. Der politisch-administrative

Sprachgebrauch ist natürlich standardsprachlich. Doch die wahre sprachgeographische Variation spielt sich unterhalb dieser standardsprachlichen Ebene ab, im sozialen Nahraum der Dialekte. Das deutsche Sprachgebiet weist eine sehr kleinräumige dialektale Gliederung auf. Die verschiedenen Dialekte lassen sich anhand diverser linguistischer Kriterien zu größeren Gruppen zusammenfassen. Abbildung 2 oben zeigt eine Karte der dialektalen Gliederung des deutschen Sprachraums.

Die Karte zeigt zwar einen historischen Zustand (nämlich zum Zeitpunkt der Erhebung der Daten für den Sprachatlas des Deutschen Reichs); es gibt allerdings gute Evidenz dafür, dass sich die mundartlichen Verhältnisse seither nicht grundlegend geändert haben. Was sich geändert hat, ist, dass die Standardsprache auch in einer gesprochenen Form zunehmend neben oder teils auch an die Stelle der Dialekte getreten ist; auf die Dialektgrenzen – und auf diese soll es hier ankommen – hat dies jedoch keinen entscheidenden Einfluss. Der deutsche Sprachraum weist im Wesentlichen eine Dreigliederung in Nord-Süd-Richtung auf: Im Norden wurden und werden teilweise noch immer niederdeutsche Dialekte gesprochen; das Niederdeutsche unterscheidet sich sprachsystematisch erheblich vom übrigen Deutsch. In der Mitte werden mitteldeutsche Dialekte gesprochen, hier noch einmal zusätzlich differenziert in die beiden mundartlichen Großräume Westmitteldeutsch und Ostmitteldeutsch. Im Süden spricht man oberdeutsche Dialekte. Man sieht, dass die

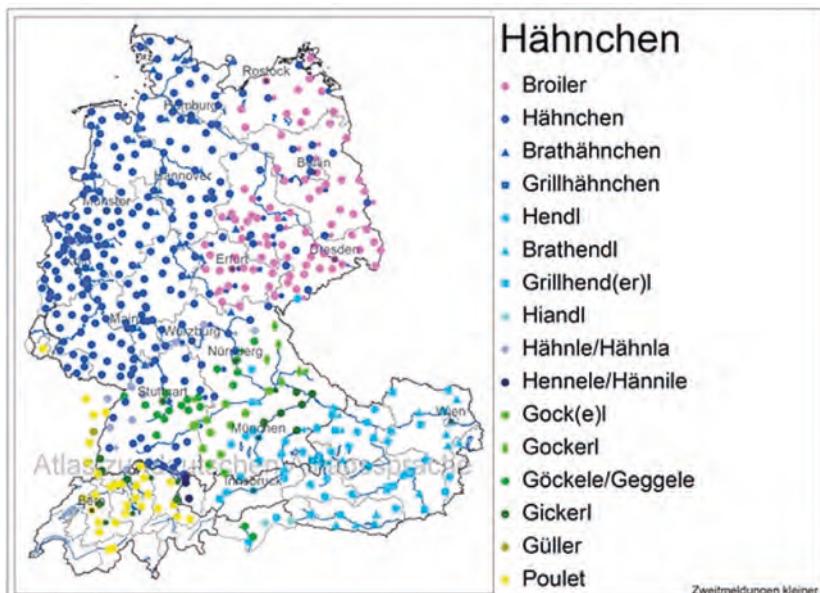


Abb. 3: Karte (Brat-/Grill-) Hähnchen  
 <www.atlas-alltagssprache.de/9\_01b/>

relevanten Sprachraumgrenzen, die ja Ergebnis einer jahrhundertelangen Sprachentwicklung sind, tatsächlich nicht zwischen West und Ost verlaufen, sondern zwischen Nord und Süd. Und man sieht zweitens, dass die ehemalige DDR keineswegs ein sprachlich homogener Raum war – und die ehemalige Bundesrepublik natürlich ebenso wenig. Daher ist es eigentlich auch nicht erstaunlich, dass, wie oben berichtet, die Sprecher diese Nord-Süd-Gegensätze für relevanter halten als die Ost-West-Gegensätze; die Wahrnehmung der Sprecher deckt sich mit den linguistischen Realitäten. Und es ist auch nicht erstaunlich, dass die Differenzwahrnehmungen im Süden Deutschlands, in Bayern und Baden-Württemberg, besonders hoch ausfallen.

### Die Alltagssprache

Parallel zu dem Wissen um die dialektalen Unterschiede (oder auch quer dazu oder daneben, auf jeden Fall auf einer anderen Ebene) scheint es bei linguistischen Laien durchaus Konzepte über die sprachlichen Unterschiede zwischen dem ehemaligen Westen und dem ehemaligen Osten zu geben. In aller Regel werden in diesem Zusammenhang, wie gesagt, Gebrauchsunter-schiede im lexikalischen Bereich fokussiert. Dabei steht dann entweder der politisch-administrative Wortschatz im Vordergrund, dessen Differenzcharakter einerseits nicht überraschen kann, was aber andererseits auch nichts Systematisches zu bedeuten braucht. Oder aber es wird auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Einzelwörtern abgehoben, die der Alltagssprache angehören (*Broiler* [für das Grillhähnchen], *Datsche* [für das Wochenendhaus], *Plaste* [für Plastik]); diese Wörter haben einen Schibboleth-Charakter, obwohl sie tatsächlich gar nicht sehr frequent sind.

Ein hilfreiches Instrument ist an dieser Stelle der „Atlas der deutschen Alltagssprache“ von Stephan Elspaß und Robert Möller <www.atlas-alltagssprache.de/>.

Mit Alltagssprache ist hier diejenige Sprachform gemeint, die zwischen dem sozialen Näheraum dialektalen Sprechens und der maximalen Standardorientierung formeller Kommunikation angesiedelt ist und daher ein gewisses Maß an regionaler Varianz aufweist. Wenn man die Karten des Atlas' der deutschen Alltagssprache durchsieht, dann findet man (wie bei Wortatlanten üblich) eine Vielzahl sehr verschiedener Kartenbilder; vor allem aber zeigt sich, dass sich die Unterschiede typischerweise eben nicht entlang der ehemaligen Zonengrenze gruppieren, sondern dass andere Muster wie eben die historische Nord-Süd-Gliederung eine Rolle spielen. Dazu vier Beispiele.

### REGIONALE VARIATION IN DER ALLTAGSSPRACHE

Abbildung 3 zeigt die alltagssprachlichen Bezeichnungen für *Hähnchen*. Es ist eine der ganz wenigen Karten, auf denen die DDR als ein einigermaßen homogenes Sprachgebiet erscheint; die rosafarbenen Punkte stehen für die (aus dem Englischen entlehnte) Bezeichnung *Broiler*. Aber auch im Osten, besonders im nördlichen Brandenburg, gibt es eine Reihe von blauen Punkten. Die blauen Symbole stehen für *Hähnchen* (*Grillhähnchen*, *Brathähnchen*), das ist im Norden, Nordwesten, Westen das übliche Wort. In Schwaben und großen Teilen Bayerns heißt es *Gockel* (mit Varianten; die grünen Symbole), in Oberbayern und Österreich dagegen *Hendl* (mit Varianten; die hellblauen Symbole). Und als letzte Leitvariante gibt es das aus dem Französischen übernommene *Poulet*, das im Elsass und in Lothringen, in Luxemburg sowie in der Schweiz vorherrscht (die gelben Punkte). Auf dieser Karte sieht zwar der Osten halbwegs geschlossen aus, der Westen aber ist es ganz und gar nicht.

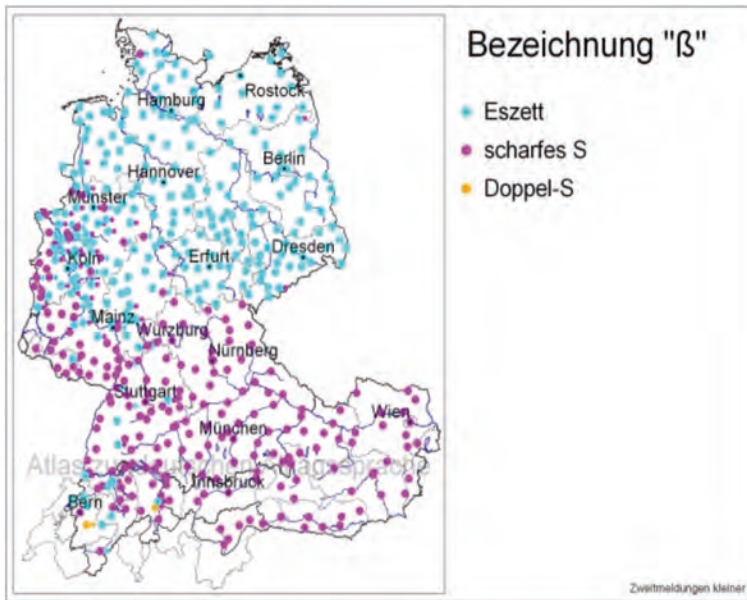


Abb. 4: Karte *Bezeichnung „ß“*  
 < [www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f05d/](http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f05d/) >

Abbildung 4 behandelt eine Bezeichnung, über die man normalerweise selten nachdenkt und bei der viele Menschen verblüfft sind zu hören, dass es Varianten gibt, nämlich die Bezeichnung für das Schriftzeichen  $\beta$ . Die Karte zeigt eine klare Nord-Süd-Teilung: In der Nordhälfte des deutschen Sprachgebiets heißt der Buchstabe fast überall *Eszett*; diese Bezeichnung bezieht sich auf die graphische Gestalt des Buchstabens, der aus einer Ligatur aus dem alten langen *s* und dem *z* entstanden ist. Im Süden heißt es, mit Bezug auf den Lautwert des Buchstabens, *scharfes S*. Die ehemalige DDR ist auf dieser Karte nicht als distinkter Raum zu erkennen.

Ein wiederum anderes Kartenbild ergeben in Abbildung 5 die Antworten auf die Frage nach der Uhrzeitangabe, in diesem Fall *10:15 Uhr*. Hier gibt es zwei dominante Varianten: Der Nordwesten und der Südosten

treffen sich in der Bezeichnung *Viertel nach zehn* (die hellblauen Punkte); im Osten und Südwesten Deutschlands (einschließlich Frankens) und außerdem im Osten Österreichs und in Kärnten sagt man dagegen üblicherweise *Viertel elf* (die lila Punkte). Diese Karte ist besonders interessant, weil sich hier, obwohl die Form *Viertel elf* also keineswegs nur auf dem Gebiet der ehemaligen DDR vorkommt, tatsächlich ein gewisser Einfluss der Zonengrenze nachweisen lässt. Die vergleichbare Karte aus dem Wortatlas der deutschen Umgangssprachen (Eichhoff 1977, Karte 40) dokumentiert nämlich im Zonenrandgebiet in Südniedersachsen und Nordhessen ebenfalls Belege für *Viertel elf*, wo heute in Anschluss an das nördliche große Nachbargebiet durchgängig *Viertel nach zehn* gemeldet wird.

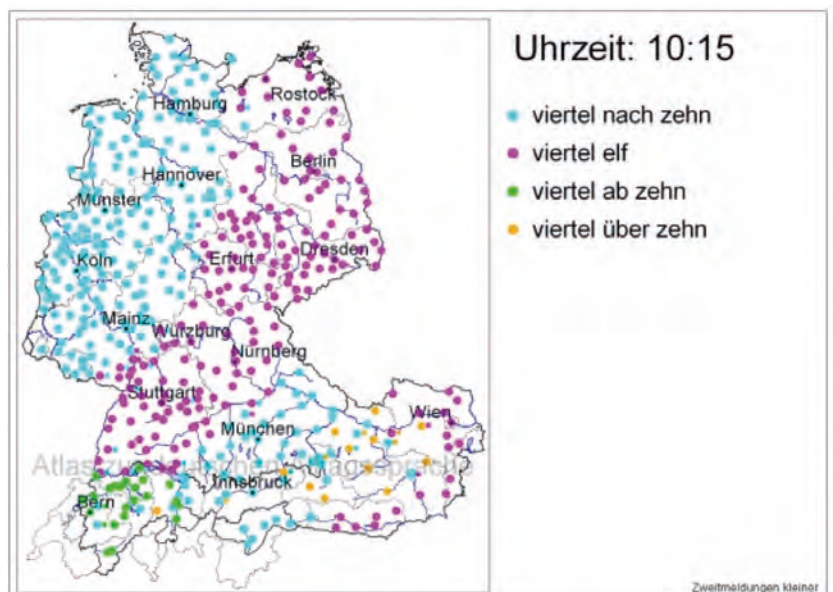


Abb. 5: Karte *Uhrzeit: 10:15*  
 < [www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f11e/](http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f11e/) >

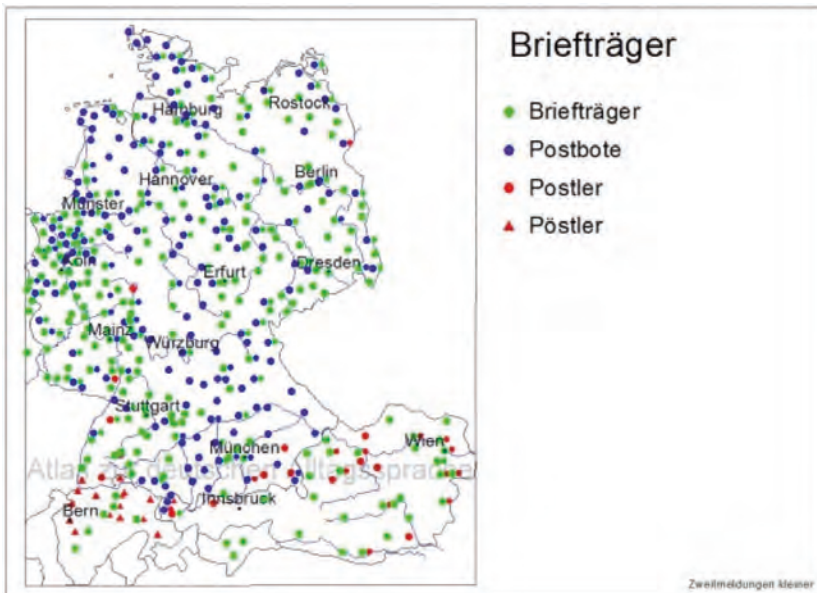


Abb. 6: Karte *Briefträger*  
 < [www.atlas-alltagssprache.de/runde-3/f14f/](http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-3/f14f/) >

Abbildung 6 zeigt die Antwort auf die Frage, wie der Mann heißt, der die Post bringt. Hier gibt es einerseits den *Briefträger* (die grünen Punkte) und andererseits den *Postboten* (die blauen Punkte); außerdem gibt es ganz im Süden, in der Schweiz und in Teilen Österreichs auch noch den *Postler* oder *Pöstler*. Auffällig ist, dass die beiden Varianten in Deutschland einigermaßen beliebig verteilt sind: Den *Briefträger* und den *Postboten* kennt man überall, eine West-Ost-Grenze gibt es nicht.

Für ein Fazit der hier dargelegten Überlegungen sind drei Punkte bedeutsam.

Zum Ersten ist festzuhalten, dass sprachliche Unterschiede zwischen der alten Bundesrepublik und der DDR im Bereich öffentlich-institutionellen Sprechens existierten; es lassen sich entsprechende Wortlisten von beeindruckender Länge aufstellen. Das ist eine zwangsläufige Folge der staatlichen Teilung, Entsprechendes lässt sich auch in Bezug auf Österreich und die Schweiz, teilweise sogar innerhalb der deutschen Bundesländer, feststellen. Die weitaus größte Zahl dieser politisch bedingten Benennungsdifferenzen ist inzwischen historisch. Nur einzelne Begriffe haben Eingang in die Alltagssprache gefunden und überdauern sozusagen als Relikte der administrativen Teilung; beispielsweise ist auf dem Gebiet der ehemaligen DDR nach wie vor der Terminus *Zwei-Raum-Wohnung* geläufig, während im Westen *Zwei-Zimmer-Wohnung* üblich ist; auch *Fahrerlaubnis* (im Osten) bzw. *Führerschein* (im Westen) scheint so ein Fall zu sein. Eine tiefgreifende sprachliche Entfremdung zwischen Ost- und Westdeutschen lässt sich daraus aber nicht ableiten.

Zweitens: Viel wichtiger für die sprachliche Gliederung des deutschen Sprachgebiets sind die alten, ererbten Dialektgrenzen, selbst in den Gebieten Norddeutschlands, wo eine standardnahe Umgangssprache an die Stelle der alten niederdeutschen Dialekte getre-

ten ist. Die meisten Sprecher haben ein Bewusstsein für die dialektale Gliederung des Deutschen, und sie wissen, dass die ehemalige Zonengrenze dabei keine relevante Rolle spielt.

Drittens: Auch im Bereich der Alltagssprache erweist sich das deutsche Sprachgebiet als außerordentlich vielgestaltig, die Sprachkarten zeigen verschiedene Raumbilder, aber auch diese organisieren sich typischerweise gerade nicht entlang der Grenze zwischen der alten Bundesrepublik und der DDR, sondern folgen anderen, älteren Mustern.

All das zusammengenommen kann man sagen: Wer nach Unterschieden sucht, findet sie natürlich. Aber es sind keine grundsätzlichen Unterschiede. Und eigentlich ist das ja auch kein Wunder: Denn was sind schon vierzig Jahre Zweistaatlichkeit (bei denen mindestens der Westen im Osten auch immer medial präsent war) gegenüber mehr als 1200 Jahren gemeinsamer Sprachgeschichte?

## Literatur

- Debus, Friedhelm (2009): Namen in Ost und West. In: Deutsche Sprache 37, 2/3, S. 168-181.
- Eichhoff, Jürgen (1977): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. I. Bern/München: Francke.
- Eichinger, Ludwig M. / Gärtig, Anne-Kathrin / Plewnia, Albrecht / Roessel, Janin / Rothe, Astrid / Rudert, Selma / Schoel, Christiane / Stahlberg, Dagmar / Stickel, Gerhard (2009): Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache / Universität Mannheim.
- Eichinger, Ludwig M. / Plewnia, Albrecht / Stahlberg, Dagmar / Schoel, Christiane (Hg.) (2012): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache 61).
- Elsaß, Stephan / Möller, Robert (2003ff.): Atlas zur deutschen Alltagssprache. <[www.atlas-alltagssprache.de/](http://www.atlas-alltagssprache.de/)>.
- Gärtig, Anne-Kathrin / Plewnia, Albrecht / Rothe, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache (amades 40).
- Hellmann, Manfred W. (1968/69): Gefahr für die sprachliche Einheit? Unsere Sprache zwischen Ost und West. In: Mitteldeutsche Vorträge 1968/69, S. 39-70; wieder abgedr. in: Hellmann (2008, S. 17-48).
- Hellmann, Manfred W. (1989): Zwei Gesellschaften – Zwei Sprachkulturen. Acht Thesen zur öffentlichen Sprache in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Forum für interdisziplinäre Forschung 2.2, S. 27-38; wieder abgedr. in: Hellmann (2008, S. 125-153).
- Hellmann, Manfred W. (2008): Das einigende Band? Beiträge zum sprachlichen Ost-West-Problem im geteilten und im wiedervereinigten Deutschland. Hrg. von Dieter Herberg. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache 43).
- Klemperer, Victor (1954): Zur gegenwärtigen Sprachsituation in Deutschland. Vortrag, gehalten im Klub der Kulturschaffenden Berlin. 3. Aufl. Berlin: Aufbau-Verlag [1. Aufl. 1953]; zit. n. Debus, Friedhelm (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache. In der Gegenwart – und in der Zukunft? Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Stuttgart: Steiner, S. 8.
- Plewnia, Albrecht (Hg.) (2009): Sprache in Ost und West. Ein Themenheft zum 20. Jahrestag des Mauerfalls. Berlin: Erich Schmidt (Deutsche Sprache 37, 2/3).
- Plewnia, Albrecht / Rothe, Astrid (2009): Eine Sprach-Mauer in den Köpfen? Über aktuelle Spracheinstellungen in Ost und West. In: Deutsche Sprache 37, 2/3, S. 235-279.
- Schmidt, Hartmut (2009): Über den gemeinsamen Sprachgebrauch in Ost und West, seine Probleme und kreativen Möglichkeiten. In: Deutsche Sprache 37, 2/3, S. 97-129.
- Ulbricht, Walter (1970): Rede auf der 13. Tagung des ZK der SED, in: Neues Deutschland Nr. 169 v. 16. Juni 1970, S. 4; zit. n. Hellmann (1989, S. 28) [bzw. Hellmann 2008, S. 128].
- Wolf, Norbert Richard (2009): Der ‚DDR-Wortschatz‘ als Indikator einer nationalen Varietät? Mit einem Blick auf die Lexikographie des DDR-Wortschatzes. In: Deutsche Sprache 37, 2/3, S. 130-147. ■